

Lojze Bolta, Rifnik pri Šentjurju. Poznoantična naselbina in grobišče [mit einem Beitrag von Peter Kos]. Katalogi in monografije – Catalogi et Monographiae 19. Narodni muzej v Ljubljana 1981. 53 S., 18 Abb., 2 Faltpäne, 36 Taf., 2 Farbtaf. [slowenisch mit gekürzter deutscher Übersetzung].

Die Siedlung auf dem Rifnik bei Šentjur, etwa 11 km östlich von Celje, dem antiken Celeia, im äußersten Südosten der römischen Provinz Noricum Mediterraneum gelegen, gehört in die Reihe der spätantik-frühmittelalterlichen Höhensiedlungen, für die gerade diese Provinz so hervorragende Beispiele geliefert hat. Zuerst aber ist dieser Platz durch vorgeschichtliche, insbesondere hallstattzeitliche Funde bekanntgeworden, und erst Grabungen Walter Schmidts in den Kriegsjahren 1941–1943 haben neben der Freilegung vorgeschichtlicher Siedlungsspuren auch die Entdeckung der völkerwanderungszeitlichen Siedlungsreste gebracht. Das ist aber auch das einzige Gute, das sich über die Grabung Schmidts sagen läßt. Wie oberflächlich er zu Werke gegangen ist, ersieht man aus einem Vergleich zwischen dem von ihm publizierten, S. 9 reproduzierten Ausgrabungsplan und den auf dem Faltpan nach S. 8 dokumentierten Resultaten der 1962 eingeleiteten Nachuntersuchungen. Man beachte insbesondere jenes große Gebäude auf dem höchsten Punkt des Berges, welches Schmid groteskerweise als die Halle eines gotischen Edlen angesehen hatte, das sich nach den sorgfältigen Grabungen Boltas heute in Plan (Abb. 3; Faltpan nach S. 12) und Rekonstruktion als Kirche mit Priesterbank, Vorhalle und Nebenräumen darstellt. Diese Kirche bildete den Mittelpunkt einer spätantiken Höhensiedlung, deren feststellbare bauliche Reste in Form von Fundamentmauern kleiner Häuser sich auf ihren engeren Umkreis konzentrieren. Eine 220 m lange Befestigungsmauer sperrt den am wenigsten steilen Zugang zur Siedlung im Süden und Südwesten. Auf den anderen Seiten grenzen Steilhänge das ungefähr ovale, etwa 180 x 120 m messende Siedlungsareal ab. Das Fundmaterial aus diesem Bereich gehört erwartungsgemäß vor allem in die Spätantike und in den Beginn des frühen Mittelalters, doch ist auch ein Fundniederschlag der mittleren römischen Kaiserzeit nicht zu übersehen. Angesichts von drei als Spolien verbauten Weihaltären für eine bis dato unbekannte Wassergöttin Aquonia möchte man an die Existenz eines Bergheiligtums denken, das der spätantiken Befestigung vorausgegangen ist. Der Ulrichsberg in Kärnten bietet sich als naheliegendes Vergleichsbeispiel an.

Eine wesentliche Bereicherung der Erkenntnismöglichkeiten bedeutete es, als 1962 eine zur Bergsiedlung gehörige Nekropole entdeckt und in der Folgezeit großenteils ausgegraben wurde. (Daß sie nicht vollständig untersucht ist, muß man Arh. Vestnik 21/22, 1970/71, 127ff. entnehmen.) Ingesamt wurden 109 Gräber untersucht. Sie waren mit geringen Abweichungen ostwestgerichtet und enthielten in überwiegender Zahl „Beigaben“, dies jedoch in einer charakteristischen Zusammensetzung: Es findet sich schlichter Körperschmuck wie Armreife, Ohr- und Fingerringe sowie Halsketten aus Glasperlen, ferner Trachtzubehör wie Gürtelschnallen, Nadeln und Fibeln, schließlich ebenfalls zur Tracht gehöriges Kleingerät wie Messer, Wirtel und Kämmen. Nur ganz vereinzelt wurden

Gefäße beigegeben, diese neben den zur Kleidung und zum Körperschmuck gehörenden Dingen eigentlich die einzigen echten Beigaben (Grab 6, 22, 37, 40, 44, 86). Bezeichnend ist ferner, daß die Fibeln durchweg einzeln getragen wurden, mit der einzigen Ausnahme des Grabes 57, das zwei S-Fibeln enthielt, jedoch kein Paar, sondern zwei ungleiche Stücke. Bezeichnend ist auch der ausnahmsweise zeichnerisch dokumentierte Befund des Grabes 9, in welchem die einzige Bügelfibel des Gräberfeldes gefunden wurde, ein Einzelstück, das in Körpermitte am Hals lag, also anders als die Bügelfibeln im merowingischen Bereich oder bei den Goten getragen wurde. In dieser ihrer Erscheinungsform läßt sich die Nekropole von Rifnik einer ganzen Reihe von Bestattungsplätzen des südöstlichen Alpenraumes an die Seite stellen, die übereinstimmend der einheimischen romanischen Bevölkerung, den Nachkommen der römischen Provinzialen zugeschrieben werden. Die Argumente hierfür hat Volker Bierbrauer letzthin zusammengestellt (Ber. dt. Landeskde. 53, 1979, 343ff., bes. 344–350). Der in jeder Hinsicht ähnlichste Fundkomplex ist das 1976 von Gernot Piccottini ausschnittsweise veröffentlichte Gräberfeld von Teurnia in Kärnten, das dort – beiläufig bemerkt – ebenso mißverständlich als „spätantik“ eingestuft wird wie hier die Grabfunde vom Rifnik.

Denn beide Gräberfelder, sowohl das vom Rifnik wie das von Teurnia, gehören ins 6. Jahrhundert; es ist nicht zu erkennen, das sie wesentlich früher eingesetzt haben oder wesentlich länger belegt gewesen sind. Das ist mit Entschiedenheit festzuhalten gegenüber einem jüngst mit unzureichenden Mitteln unternommenen Versuch, für Rifnik und andere ähnlich gelagerte Fälle eine Weiterbelegung bis in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts nachzuweisen. Dieser Versuch stützte sich auf die Neubestimmung zweier bisher auf den langobardischen König Clef (572–573) bezogener Münzen aus Rifnik Grab 39 und Kranj Grab 266, die aufgrund stilistischer Kriterien rund ein Jahrhundert jünger als bisher angesetzt wurden (Peter Kos, Germania 59, 1981, 97ff.). Wie immer man diese Neubestimmung von numismatischer Seite beurteilen mag, nach dem archäologischen Befund ist festzustellen, daß beide Münzen aus Gräbern stammen, die (1.) typische Beigaben des 6. Jahrhunderts enthielten und (2.) innerhalb von Gräberfeldern gefunden wurden, die, obwohl sie in großem Umfang untersucht wurden, keinerlei Fundgut des 7. Jahrhunderts erbracht haben (zu Kranj vgl. Rez., APA 11/12, 1980/81, 309f.). Die von Kos sofort gezogenen siedlungsgeschichtlichen Folgerungen, die auf ein Weiterbestehen der Höhensiedlungen spätantiker Wurzel noch nach der slawischen Landnahme hinauslaufen, sind zwar schon anderweitig aufgenommen worden (J. Šašel, in: Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert, hrsg. v. H. Wolfram u. F. Daim [1980] 15), müssen aber vom archäologischen Standpunkt entschieden abgelehnt werden.

Desungeachtet stellt die Veröffentlichung der Grab- und Siedlungsfunde vom Rifnik bei Šentjur einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Bevölkerungs- und Siedlungsverhältnisse im südöstlichen Alpenraum während der Zeit des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter dar. Sie bieten eine wertvolle Ergänzung zu den kürzlich innerhalb derselben Publikationsreihe erschienenen Studien

zum Ajdovski Gradec bei Vranje (P. Petru u. Th. Ulbert 1975) und zur Nekropole von Kranj (V. Stare u. Zd. Vinski 1980). Freilich stellt sie kaum mehr als eine knappe Vorlage des Fundmaterials dar; ein größeres Referenzmaterial zu Bestimmung der Kleinfunde oder zur Deutung des Gesamtbefundes ist nicht herangezogen worden. Leider läßt auch die reine Materialvorlage manche Wünsche offen. Der Gräberfeldplan, Abb. 18, der in besser lesbarer Form bereits in *Arh. Vestnik* 21/22, 1970/71, veröffentlicht worden ist, enthält einige offensichtliche Versehen (es fehlen die Gräber 6, 40, 50, 61, 93, 101; Grab 39 und 70 sind zweimal verzeichnet; vermutlich ist das am weitesten östlich gelegene Grab 70 identisch mit Grab 40 und das am weitesten nördlich gelegene Grab 39 identisch mit Grab 93). Im Katalog und meist auch bei den Grabskizzen vermißt man Angaben zur Lage der Beigaben, die für die Rekonstruktion der Tracht wichtig wären, während man auf die genauen Mit-

teilungen über belanglose Abweichungen in der Grabrichtung gern verzichten könnte. Wünschenswert wäre auch eine anthropologische Untersuchung der Skelettreste, besonders angesichts der „Schädeldeformation, die bei ein paar Skeletten beobachtet wurde. Besonders ausgeprägt war der Schädel aus Grab 56“ (S. 43), und nur bei diesem wird die Deformation auch im Katalog erwähnt. Eher noch als aus gewissen germanischen Einschlägen im Fundmaterial – vor allem langobardische Keramik in der Siedlung und in Grab 86 – ließe sich hieraus auf nicht-indigene Bevölkerungselemente schließen, aber nur dann, wenn das mehrfache Vorkommen artifizieller Schädeldeformation von wissenschaftlich kompetenter Seite bestätigt wäre. Was am Skelettmaterial versäumt worden ist, hat man den Münzen angedeihen lassen: S. 37–40 hat Peter Kos einen Katalog nach allen Regeln der Numismatik beigeuert.